



Staats- und
Universitätsbibliothek
Bremen

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen

DFG Projekt Die Grenzboten

Die Grenzboten

Berlin u.a., 1841 - 1922

Geyer, Albin: Ungarn

urn:nbn:de:gbv:46:1-908



Ungarn

Don Albin Geyer



Ungarn hat vor wenig Jahren das Fest seines tausendjährigen Bestehens gefeiert, denn so lange sind die Magyaren in Europa, aber noch heutzutage sind seine eigentlichen innern Zustände den europäischen Völkern vielfach eine terra incognita. Soviel auch seit Jahrzehnten in öffentlichen Blättern darüber geschrieben worden ist, trägt doch das meiste eine einseitige, weil politisch oder national parteiische Färbung, die nur der Tagesstimmung entspricht und nur für den Tag berechnet ist. In den letzten fünfzig Jahren, seit denen überhaupt eine öffentliche Erörterung solcher Angelegenheiten Raum gewonnen hat, haben die Meinungen über die Magyaren vielfach geschwankt. Anfangs, in der sogenannten „Reaktionszeit,“ wurde in der landläufigen Presse der Ungar, dem es beinahe gelungen war, seine Revolution durchzusetzen, vielfach gefeiert, und der reich verschmückte Attila war ein bewundertes Kleidungsstück; in der Gegenwart wird der Magyare in der Regel einfach als deutschfeindlich hingestellt, und es wird gar nicht danach gefragt, ob er es nicht früher, als man ihn lobte, in demselben Umfange war wie heutzutage. Zeitungsmittelungen über Ungarn, die von Tagesmeinungen unabhängig sind, gibt es heutzutage wohl kaum; was in Deutschland darüber geschrieben wird, trägt durchweg deutschösterreichische Färbung, und diese ist entweder deutschliberal und kokettiert im stillen mit den Magyaren, oder sie ist alldeutsch und antisemitisch und poltert einfach gegen die „Sudäo-Magyaren.“ Über die eigentliche Lage des Landes, seine innern Zustände und die Grundlagen seines wirtschaftlichen Lebens erfährt man dabei wenig.

Extra Hungariam non est vita — sagte man lateinisch in Ungarn, als man noch nicht entdeckt hatte, daß die magyarische Sprache die schönste der Welt sei, und danach haben sich im Auslande meist sehr günstige Anschauungen über das Land gebildet, die aber bei näherer Kenntnis der Wirklichkeit vollständig über den Haufen geworfen werden. Daß Ungarn keineswegs ein unermesslich reiches Land ist, wo eitel Milch und Honig fließt, ist in der neuesten Zeit allerdings schon ziemlich bekannt geworden. Die Auswanderungen der

„Schwaben“ aus der Baczka und dem Banat, die erschreckend zunehmende Verarmung der Siebenbürger Sachsen und die großen Arbeiterunruhen im Alföld haben das auch den Ausländern, soweit sie die wirtschaftlichen Vorgänge in den Ländern der Stephanskronen aufmerksam verfolgen, genügend bewiesen. Ungarn ist heute noch ebenso wie vor Hunderten von Jahren ein Agrikulturstaat, dessen Landwirtschaft freilich bisher noch keine wesentlichen Fortschritte aufzuweisen hat. Der ungarische Boden hat einen großen Ruf wegen seiner Fruchtbarkeit, aber der dortige Bauer versteht die Güte seines Bodens nicht zu schätzen und auszunützen. Auch der tiefste Brunnen schöpft sich aus, wenn kein Wasser zufließt, und die Fruchtbarkeit der gesegnetsten ungarischen Ländereien muß nachlassen, wenn man dem Boden niemals neuen Nährstoff zuführt. Es geht in Ungarn genau so wie in dem großen russischen Gebiete der „schwarzen Erde“ (Tschernosom), von der die gelehrte Welt noch vor einem halben Jahrhundert meinte, sie sei ein natürliches Bodengemisch, das alle Nährstoffe der Pflanze in reichlichem Maße enthalte. Infolge des fortwährenden Raubbaus kommt jetzt dort eine Mißernte nach der andern. In früheren Zeiten hat auch in Ungarn ein Foch bis zu zwanzig Meterzentnern Weizen geliefert, jetzt sind zehn bis zwölf Zentner schon eine schöne Ernte. Nur wenige einsichtsvolle Landwirte düngen ihre Felder, nach altem Nomadenbrauch wird der Dung meist als Brennmaterial verwandt. Kohle kennen die Bauern der Puszta nicht, Holz ist selten und wird noch seltner gebrannt. Oft genug hört man noch heute in den ärmlichen Hütten die Mutter zur Tochter sagen: Hole Mist, wir wollen dem Vater das Mittagessen kochen. Kein Wunder, wenn schon darum allein die Verarmung auf dem Lande mehr und mehr zunimmt, sodaß Tausende auswandern, um in andern Ländern eine auskömmlichere Existenz zu suchen. Noch vor drei, vier Jahrzehnten wanderten die armen Karpathenbewohner zur Erntezeit nach Ungarn, um dort reichlichen Erwerb zu suchen; heute haben sich die Verhältnisse umgekehrt. Im Frühjahr kann man in Oderberg ganze Eisenbahnzüge sehen, die ländliche Arbeiter nach Deutschland befördern. Das herrliche schöne Land Ungarn mit seinem an sich so fruchtbaren Boden könnte dreimal so viel Menschen ernähren, als gegenwärtig der Fall ist, wenn eben die Verhältnisse anders lägen. Die weite Puszta enthält noch große Strecken anbaufähigen Bodens. Meilenweit sieht man da kein Haus, nur hier und da einen Baum oder Strauch, jedes Dorf ist vom andern stundenweit entfernt, nur die Szarda mit dem üblichen Ziehbrunnen und dem Trog für die Pferde unterbricht das eintönige Bild, durch das man trübsinnig gestimmt wird. Ungeheure Gebiete liegen da noch brach, aber schwer wird es dort dem Bauer gemacht, neben dem großen Latifundienbesitzer kümmerlich sein Land zu bestellen. Es ist genau so wie in Mittel- und Südtalien, wo der Großgrundbesitz vorwiegt, aber der moderne Staat mit den parlamentarischen „Freiheiten“ hat hier wie dort keine Zeit, sich um soziale Fragen, um die „innere Kolonisation“ zu kümmern, durch die Tausenden und Abertausenden ein Auskommen im Lande geschaffen werden könnte, während sie gezwungen sind, auszuwandern oder im Auslande Arbeit zu suchen. „Laß sie betteln gehn, wenn sie hungrig sind,“ denken die heutigen Parteien, für die ja der

Mensch nur als Wähler zählt. Die letzte Volkszählung für 1900 ergibt, daß sich in Ungarn von den 19255000 Einwohnern noch immer 13175000 (68 Prozent) mit Landwirtschaft beschäftigen, wenn auch die Zahl derer, die ihren Unterhalt in industrieller Arbeit suchen, im Zunehmen begriffen ist, denn zehn Jahre vorher betrug der Prozentsatz für die Landwirtschaft noch $72\frac{1}{4}$. Interessant ist es, daß, abgesehen von der Hauptstadt, gerade die größten Städte, wie *Hodmezövasarhely*, *Szabadka* (Mariatheresiopel), *Kecskemet* und *Szegedin* usw. ein agrarisches Gepräge haben, indem in der ersten dieser Städte die Landwirtschaft 67,5 Prozent und in den letzten noch 41,8 Prozent der Bevölkerung in Anspruch nimmt. Diese Zahlen genügen, festzustellen, daß Ungarn noch immer ein Ackerbaustaat ist.

Die Magyaren haben fast die ganze ungarische Tiefebene bis zur Drau im Süden in geschlossener Masse inne, freilich mannigfach von andersredenden Gruppen durchsetzt. Außerdem gehören zu ihnen die magyarischen *Szekler* in Siebenbürgen, die nebst den deutschen siebenbürgischen Sachsen ringsum von Rumänen eingeschlossen sind. Die Ungarn müssen als eine eigne Nation angesehen werden. Sie sind andern Stammes als alle Umwohnenden, ein versprengter Zweig der ural-altaischen, mongolischen Völkergruppe, sie haben demgemäß keine Stammes- und Sprachbeziehungen zu den Germanen, Romanen und Slawen, mit denen sie sich berühren, und sie haben auch ihre eigne Geschichte. Ihr Volkstum ist besonders erstarrt, seitdem ihre Sprache als Sprache der Regierung anerkannt worden ist und seit einem Jahrhundert eine eigne Literatur bekommen hat. Jetzt geht das offene Streben der Magyaren dahin, womöglich die ganze Bevölkerung des Königreichs, von der sie ursprünglich bloß zwei Fünftel ausmachten, zur Annahme der ungarischen Sprache zu zwingen, und sie verfolgen dieses Ziel mit nicht geringerer Rücksichtslosigkeit als die Tschechen und die Russen. Der Kaiser ist ihnen in ganz anderm Sinne König von Ungarn, als der deutsche Kaiser dem Preußen König von Preußen ist. Sie wollten von jeher, und das trat am deutlichsten in der Bewegung von 1848 hervor, ihr Verhältnis zum Gesamtstaat als das einer reinen Personalunion aufgefaßt wissen, sodaß ihnen und dem übrigen Österreich nichts als der Monarch gemeinsam bleiben soll. Sie wollten in dem neuen Reiche Ungarn allein die Herren sein. Es ist eine der für sie bezeichnendsten Tatsachen aus jenen Tagen, wo doch die Phrasen von Gleichberechtigung und Gleichheit nur so in der Luft herumflogen, daß das Wort „Gleichberechtigung aller Nationen“ von ihnen nicht eher ausgesprochen wurde, als bis die ungarische Revolution ihre letzten Hoffnungen hatte aufgeben müssen. Es war in *Szegedin*, in der Sitzung vom 28. Juli 1849, als der ungarische Reichstag, eben im Begriff, vor der siegreichen österreichischen Armee abermals die Flucht zu ergreifen, auf den Antrag *Szemerés* die gleiche Berechtigung für alle Nationen aussprach, „damit die Welt erkenne, daß die Magyaren nicht nur den Bürgern die Freiheit, sondern auch den Völkern, die alle ihre Brüder seien, die Nationalität gäben.“ In den dreiviertel Jahren ihrer Revolution war ihnen das nicht eingefallen. Es war der letzte Beschluß in der letzten Sitzung des revolutionären ungarischen Reichstags.

Man muß solche Tatsachen beachten, wenn man das Verhalten der Magyaren in der Gegenwart verstehen und richtig deuten will. Nach der großen Niederlage von 1849, die alle magyarischen Träume vernichtet zu haben schien, hat sich ein unerhörtes Glück an ihre Fersen geheftet. Ihr kleiner Stamm, oder richtiger gesagt, die ungarische Aristokratie, ist der zahlreichen Gegner im Lande Herr geworden; sie begann europäisch zu arbeiten, richtete im Innern einen förmlichen Sonderstaat ein, verschaffte ihren Plänen durch die rücksichtsloseste Magyarisierung eine breitere Grundlage, rankte am österreichischen Kredit den eignen empor und lockte durch künstliche Mittel einen Teil der österreichischen Industrie über die Grenzen zu sich hinüber, während man zugleich Österreich als Markt für die ungarischen landwirtschaftlichen Erzeugnisse fest in den Fängen hielt. Damit noch nicht genug, übte Ungarn, in Folge des Unvermögens der Deutschösterreicher, ihre parlamentarische Herrschaft in der westlichen Reichshälfte zu behaupten, und der daraus hervorgegangenen Machtlosigkeit des Wiener Reichsrats, einen entscheidenden Einfluß auf die auswärtige und die volkswirtschaftliche Politik des Gesamtstaates aus und konnte sich die Niederzwingung der nicht-magyarischen Stämme, die sich bis in die Nachbarländer verzweigen, nur aus dem Grund erlauben, weil es eine österreichische Monarchie gibt, und die ungarische Staatskunst über deren Heer verfügt, das freilich zu mehr als zwei Dritteln von Österreich bezahlt wird. Denn im „freien“ Ungarn gibt es ohne Einschreiten des Militärs keine Wahlen, und auch bei den letzten, den sogenannten „reinen Wahlen“ unter Koloman von Szell, ist es ohne Schießerei nicht abgegangen. Die Raubzüge auf österreichischem Gebiet sind eine alte magyarische Sitte; früher wurden sie mit dem Säbel und zu Pferde, heute mit Paragraphen und parlamentarischen Waffen ausgeführt. In älterer Zeit übten sie ihren Druck auf die kaiserliche Dynastie aus, weil diese immer in Geldnöten war und nur selten genügende Unterstützung aus dem Reich erhielt, und erpreßten für sich Vorteile bei jedem Regentenwechsel; jetzt erreichen sie dasselbe bei den Erneuerungen des Ausgleichs, weil hinter der österreichischen Regierung niemals die geschlossene Macht des Parlaments steht.

Tatsächlich hat es der magyarische Einfluß zu verhindern gewußt, daß schon beim Abschluß des wirtschaftlichen Ausgleichs die Grundlage der in den beiden Reichshälften bestehenden ökonomischen Verhältnisse eingehalten wurde; Ungarn wurde schon von vornherein begünstigt. Aber auch in den nicht gerade zahlreichen Punkten, bei denen dies nicht der Fall war, hat sich Ungarn durch unredliche Durchführung, oft sogar durch offene Verletzung der Abmachungen Vorteile zu verschaffen gewußt. Außerdem hat die ungarische Regierung durch einseitige Begünstigung der ungarischen Industrie bei der Besteuerung und dem Bezug von Maschinen und Rohstoffen, bei Lieferungen usw. den Wettbewerb der österreichischen Erzeugnisse erschwert und vielfach geradezu ausgeschlossen. Die Ursache von alledem ergibt sich aus dem schon geschilderten politischen Übergewicht Ungarns, und wenn heute in Österreich stürmisch die Beseitigung dieser Durchbrechung des Ausgleichsvertrags verlangt wird, so sollte man doch nicht vergessen, daß man damit allein die Folgen, nicht aber

die Ursachen bekämpft. Von diesem Kampfe kann man nur wenige praktische Erfolge erwarten, solange sich die Völker und Parteien in Österreich nicht zur Zertrümmerung der politischen Vorherrschaft des Magyarentums zusammenschließen und damit seiner wirtschaftlichen die Wurzeln abschneiden. Man könnte nun meinen, das ungarische Volk, oder richtiger, der kleine Bruchteil der herrschenden ungarischen Partei, könnte mit diesen Vorteilen zufrieden sein. Aber Mäßigung im Glück ist überall eine seltne Eigenschaft, und nun gar in Ungarn, wo feuriger Wein und aufregende Reden gedeihen, und unter den Parlamentariern ein beständiges Wettrennen um Volksgunst, Ehren und Einkommen vor sich geht, ist an dergleichen nicht zu denken. Das beliebteste Ziel ihrer Tätigkeit ist nach wie vor Österreich, da wollen und dürfen sich alle die Sporen verdienen, daran kann man sich nach Herzenslust reiben, dagegen kann man heizen und darauf zuschlagen. Ungarn hat immer Recht, und Österreich Unrecht, denn Ungarn war immer zugleich Partei und Richter, und Österreich war ohnmächtig zum Widerstande, weil der Reichsrat ohnmächtig ist. Für den Streit um den letzten Ausgleich und die damit leider infolge unweiser politischer Führung zusammentreffende Erneuerung des Wehrgesetzes wollten sich die Ungarn sogar die Grundlage eines nationalen Heeres erkämpfen, und es bedurfte der ganzen Festigkeit des Monarchen, ihren Ansturm wenigstens in der Hauptsache abzuwehren. Auch hier versagte das zerrissene und gespaltnne österreichische Parlament, und nicht einmal die in ihren demokratischen Überlieferungen befangnen Führer der Deutschösterreicher begriffen, daß ein Zeitpunkt gekommen sei, wo das einmütigste Auftreten für die deutsche Kommandosprache geboten war.

Man muß zugestehn, daß die Ungarn, d. h. immer die, die das Land beherrschen, als praktische Politiker alle Anerkennung verdienen. Unter Verhältnissen, wie sie auch nur annähernd schwierig in keinem andern Lande Europas bestehn, haben sie sich jahrhundertlang erhalten, und sie haben nach einer langen Verdunklung und schweren politischen Niederlagen eine neue Blütezeit erreicht. Sie haben sich der alleinigen Gewalt in einem Staatswesen bemächtigt, wo sie nach ihrer eignen amtlichen Statistik trotz der seit Jahrzehnten mit rücksichtsloser Energie betriebnen Magyarisierung noch bei der letzten Volkszählung von 1900 nur 45,4 Prozent der Gesamtbevölkerung ausmachten, und von wo aus sie den hauptsächlichsten Einfluß auf die äußere und die wirtschaftliche Politik der Monarchie ausüben. Das sind doch sehr große Erfolge, aber sie befriedigen den ungarischen Ehrgeiz noch nicht. Die frisch wagenden, von theoretischen Erwägungen und Bedenken nicht sehr angekränkelten ungarischen Politiker haben viel erreicht, aber man möchte sie doch fragen, ob sie wohl wissen, wohin der Zug läuft, auf dem sie mit Wollendampf fahren? Allerdings kennt die ungarische Geschichte keine stete Entwicklung, glänzende Höhe und jäher Sturz haben bei ihnen mehrfach gewechselt, ihre Königskrone ist für den Träger häufig ein Danaergeschenk gewesen; es sind erst fünfundfünfzig Jahre vergangen, seitdem die ungarische Nation das Haus Habsburg der Stephanskronen für verlustig erklärte. Es ist ein ziemliches Auf und Ab, was die ungarische Geschichte darbietet, und schon

darum ist die Frage berechtigt, ob wohl auch der heute erreichte Glanz auf einem soliden ehernen Kern sitzt, oder ob er eine hohle Kugel ist, die der nächste politische Wirbelsturm zerbricht. Fürst Bismarck sagt an einer Stelle seiner „Gedanken und Erinnerungen“ folgendes über die Ungarn: „Wenn in Ungarn stets die besonnene politische Erwägung den Ausschlag gäbe, so würde diese tapfere und unabhängige Nation sich darüber klar bleiben, daß sie als Insel in dem weiten Meer slawischer Bevölkerungen sich bei ihrer verhältnismäßig geringen Ziffer nur durch Anlehnung an das deutsche Element in Österreich und in Deutschland sicherstellen kann. Aber die Kossuth'sche Episode und die Unterdrückung des reichstreuen deutschen Elements in Ungarn zeigen, daß in kritischen Momenten das Selbstvertrauen des ungarischen Hufaren und Advokaten stärker ist als die politische Berechnung und Selbstbeherrschung.“ Dem weitausschauenden Blick des großen Staatsmannes scheint demnach die gegenwärtige Politik der Ungarn, die auf nackte Machterweiterung der eignen Nation ausgeht, nicht als die richtige vorgekommen zu sein.

Die ganze Geschichte Ungarns während der letzten vier Jahrhunderte hat das unverkennbare Bestreben gezeigt, im Bunde mit Österreich eine Macht zu bleiben und zugleich die Selbständigkeit des Landes zu bewahren. Ungarn hatte in seiner gefährdeten geographischen Lage seit jeher ein Interesse daran, nicht ein Kleinstaat zu werden. Dieses Interesse hatte die Ungarn schon im sechzehnten Jahrhundert zur Vereinigung mit Österreich getrieben, und an dieser Union mußte es auch in Zeiten festhalten, in denen sie sogar die eifersüchtig behütete Selbständigkeit Ungarns bedrohte. Daß das doppelte Ziel im großen und ganzen erreicht worden ist, zeugt unzweifelhaft für die hervorragende politische Begabung des Magharentums. Die Selbständigkeit hat niemals vollkommen bestanden, und erst die Bewegung der dreißiger und der vierziger Jahre des vergangnen Jahrhunderts, die die nationalen Geister in ganz Europa in Aufregung versetzte, hat in Ungarn eine Strömung hervorgerufen, die mit Nachdruck auf volle Selbständigkeit hinarbeitet. Diese Bewegung führte 1848 zur Revolution, die hauptsächlich darum kurzfristig war und scheitern mußte, weil man sogar den Bund mit Österreich opferte, den Kossuth durch den abenteuerlichen Plan eines Bundes mit den Balkanstaaten ersetzen wollte. Hätte man nicht die habsburgische Dynastie beseitigen wollen, so hätte sich der ungarische Aufstand in nichts von den andern Rebellionen in Österreich unterschieden, und es wäre wohl zu einer billigen Verständigung gekommen. So aber war das Haus Habsburg, wie einst Ferdinand der Zweite gegen Böhmen, genötigt, in Ungarn erobernd vorzugehen, und es fand dabei die militärische Unterstützung Rußlands, in dessen Interesse es niemals gelegen hat, Österreich zu zertrümmern und an seiner Stelle ohnmächtige und darum unruhige Kleinstaaten entstehen zu sehen. Aber auch Kossuths Plan hatte gezeigt, daß er die politische Vereinzelung der Magyaren für eine große Gefahr hielt, er dachte sich in dem Zukunftsbündnis mit den Balkanstaaten die Ungarn selbstverständlich als führende Nation, die sie im Kaisertum Österreich allerdings nicht waren, da dort die Deutschen vorgingen. Heute haben die Magyaren tatsächlich die ausschlaggebende Stellung in der

habsburgischen Monarchie erlangt, aber ihre Selbstständigkeitsbestrebungen sind damit nicht zur Ruhe gekommen, das Unkraut der Agitation wuchert eben weiter. Die Heißsporne meinen, ein selbständiges Ungarn werde und könne eine Rolle wie etwa Spanien spielen, sie vergessen aber, das dieses Land, abgetrennt durch ein Hochgebirge, in der äußersten Ecke von Europa liegt, sie aber mitten in einem Völkergemisch leben, das seit Jahrhunderten in der Gärung der Staatenbildung begriffen ist, und aus dem sich erst seit zweihundertundfünfzig Jahren die habsburgische Monarchie mit einiger Festigkeit herauskristallisiert hat.

Die fortwährenden Kämpfe und die unausgesetzten Schwierigkeiten, die die Aufrichtung der bedingten Unabhängigkeit des Landes mit sich brachten, hatten unter den seinerzeit allein in Betracht kommenden Ständen, dem Adel und der höhern Geistlichkeit, eine traditionelle Staatsklugheit erzeugt, die immer vorteilhaft das Interesse des Landes zu wahren weiß und alle Leistungen für das Gesamtreich sorgsam gegen die eignen Vorteile abwägt. Man hatte auch glücklich die Zeiten der übermächtigen Ausbildung der landesherrlichen Souveränität überstanden, freilich unter der Begünstigung, daß die Habsburger fast in ununterbrochne Kriege mit dem halben Weltteil verwickelt und oft genug auf den guten Willen der ungarischen Stände angewiesen waren. Der erste Bruch mit der traditionellen politischen Klugheit erfolgte, als die liberale Agitation des vorigen Jahrhunderts auch in Ungarn an die Oberfläche gelangte, und Kossuth seine republikanischen Abenteuer in Szene setzte, die den kläglichsten Ausgang nahmen. Nach dem Scheitern der auf Undank gegen Rußland und Mißachtung Preußens gerichteten Wiener Politik 1866 lächelte den gedemütigten die Glückssonne unerwartet früh von neuem, und diesmal kam auch die altbewährte politische Klugheit der ungarischen Führer wieder zur Geltung. Der „Weise der Nation,“ Franz Deak, brachte mit besondrer Unterstützung von Graf Julius Andrássy, Graf Melchior Lonyay, Baron Joseph Cötvös u. a. den staatsrechtlichen Ausgleich von 1867 zustande, der mit dem größten juristischen Scharfsinn die Selbständigkeit Ungarns verbürgt, aber auch die in der Pragmatischen Sanktion ausgesprochne Union mit Oesterreich und die Scheidelinie zwischen gemeinsamen und selbständigen Angelegenheiten so klar wie möglich ausdrückt. Damit hatten die Magyaren ihre verloren gegangne Stellung mit einem Schlage wieder erreicht. Um sie noch mehr zu sichern, ergänzte Deak sein Werk weiter durch einen Ausgleich mit Kroatien und ein Nationalitätengesetz in der Absicht, dadurch alle nationalen Schwierigkeiten zu beseitigen, die eine gesunde Politik hätten beeinträchtigen können. Die große Mehrheit des ungarischen Reichstags trat begreiflicherweise mit voller Überzeugung für den Ausgleich ein, der gar nicht günstiger hätte ausfallen können, das linke Zentrum bekrittelte wohl einige Punkte, ging aber schon 1875 zur Deakpartei über. Dagegen war nur die Unabhängigkeitspartei, die die Unabhängigkeit von 1848 anstrebte und allein die reine Personalunion, nach der auch Hofhalt, Heer, Diplomatie usw. für Ungarn selbständig sein müsse, verlangte.

Ungarn hatte damit den äußern Rahmen seiner frühern Stellung, die

nationale Unabhängigkeit samt der Union mit Österreich, vollkommen wieder erreicht, und es galt nun, die neue Staatsorganisation auch innerlich, namentlich nach der wirtschaftlichen Seite hin, auszubauen. Denn die Zustände im Lande erschienen nahezu trostlos, Armut und Geldnot waren namentlich infolge des großen Mißjahres 1863 unbeschreiblich, und man konnte damals verstehen, daß die Ungarn das Verhältnis, wonach sie nur mit dreißig Prozent zu den gemeinsamen Staatsausgaben herangezogen werden, keineswegs als für sie günstig ansahen. Dieser Zustand zog sich beinahe ein Jahrzehnt hin, die Zerrüttung der politischen und der wirtschaftlichen Verhältnisse schritt weiter, der Staatsbankrott stand vor der Tür. Ungarn erhielt Darlehn nur gegen Handpfand und Wucherzinsen, die Kassen waren erschöpft. Die Deutschliberalen, die damals in Österreich am Staatsruder waren, erwarteten den Zusammenbruch Ungarns und gründeten weitgehende Hoffnungen auf das Erlöschen des Dualismus und damit auf eine weitere Erhöhung ihrer Stellung in der Monarchie. Aber das Unerwartete geschah: den Ungarn erstand in Koloman Tisza, dem Vater des jetzigen Ministerpräsidenten, ein Staatsmann, der während der fünfzehn Jahre, in denen er an der Spitze der Geschäfte stand, die innern Verhältnisse des Landes von Grund aus zu bessern verstand. Es ist notwendig zu betonen, daß er dem alten, in politischen Geschäften kundigen ungarischen Adel entstammte, nicht der neuern Schule der parlamentarischen und journalistischen Agitation. Durch die höchste Sparsamkeit und die Anspannung der Steuerkraft des Landes wurde zunächst das Defizit um viele Millionen zurückgedrängt, und der Staatskredit so gehoben, daß man an eine erste ungarische Rentenleihe gehn konnte. Zwar blieben Rückschläge nicht aus, namentlich der infolge der Okkupation von Bosnien, der auch zum Rücktritt des wenig fähigen Finanzministers Koloman von Szell führte, aber immer verstand Tisza den Schwierigkeiten zu begegnen, und als er erst im Verein mit dem Finanzminister Weyerle die Reform der indirekten Steuern durchgeführt hatte, war die finanzielle Festigung Ungarns vollzogen. Durch eine Reihe wirtschaftlicher Arbeiten, wie die Ausbildung des Verkehrswezens, den Ausgleich mit den Staatsbahnen, der zur Anerkennung der Tarifoberhoheit des Staats führte, bedeutungsvolle Flußregulierungen wurde zugleich das finanzielle Ansehen des Landes auch im Auslande gehoben.

Seiner weitem Aufgabe, das vielfach auseinanderstrebende Völkergemisch Ungarns nach einheitlichen Grundsätzen zu verwalten, unterzog sich Tisza mit ebenso großer Entschiedenheit wie Rücksichtslosigkeit. Er machte sich bei der Wahl seiner Mittel wenig Skrupel und entfernte sich damit unzweifelhaft von den Grundlinien Deaks, der alle Streitigkeiten mit den Nationalitäten vermieden wissen wollte. Ob Tisza, der seinerzeit kein unbedingter Anhänger des Deak'schen Ausgleichs gewesen war, aus dieser Anschauung so handelte, oder ob er es tat, um dem immer mehr um sich greifenden Agitatorentum nationale Brocken hinzuwerfen, mag dahingestellt bleiben. Indem er mit den brutalsten und korruptesten Mitteln die Wahlen in seinem Sinne beeinflusste und so immer wieder eine willfähige Mehrheit fand, hatte er für seine umfassenden Magyarisierungsmaßregeln freie Hand, insbesondre die Deutschen in

Siebenbürgen wissen davon ein Lied zu singen. Die Nachteile dieses Abweichens vom Programm Deaks haben sich schon unter seinen Nachfolgern, die mit Ausnahme Banffys eine minder feste Hand hatten, gezeigt. Außerdem hatte Tisza kein Verständnis dafür, daß ein wirkliches Aufblühen Ungarns auch die Reform des gänzlich zurückgebliebenen Verwaltungswesens voraussetzt. Er mochte sich schon deshalb von der mittelalterlichen Komitatsverwaltung nicht trennen, weil sie ihm die beste Handhabe zur Beeinflussung von oben herab bot. Auf einem andern Gebiete verstand dagegen Tisza seinem Lande wieder große Vorteile zuzuwenden, indem er gerade zu dem Zeitpunkt, an dem die deutsch-liberale Herrschaft in Österreich abgewirtschaftet hatte, für die Orientpolitik der Regierung und das Bündnis mit Deutschland eintrat und auch die Konsequenzen davon auf militärischem Gebiet mit aller Entschiedenheit zu ziehen mußte. Dadurch hatte er für die Magyaren das Übergewicht in Österreich gewonnen, zwei günstige Ausgleichsabschlüsse erreicht und Österreich und der Krone außerdem einige nationale Zugeständnisse abgenötigt, die eigentlich der Ausgleich nicht vorschrieb. Auch hierbei wich er von den Grundlinien Deaks ab, wahrscheinlich aber auch, um den nationalen Agitatoren zu schmeicheln und sie in seinen Diensten zu erhalten.

In Ungarn herrscht seit dem Ausgleich die sogenannte liberale Partei, die, wie schon die Vieldeutigkeit des Wortes „Liberalismus“ vermuten läßt, durchaus keine einheitlich gesinnten Elemente umfaßt. Den Kern bildet der Adel, von dem sich die sogenannte „Grafenpartei“ noch besonders abhebt. In diesen Kreisen ist die mehrfach erwähnte traditionelle Staatsklugheit zuhause, Deak, Andrássy, Tisza gehörten ihr an. Sie wollen wie in frühern Zeiten auch unter der heutigen Staatsform die Herrschaft im Lande haben nach dem altenglischen Muster der parlamentarischen Adelsrepublik, in der der König den Gesetzen usw. eigentlich nur die Sanktion zu erteilen hat. Der Liberalismus aus der ersten Hälfte des vorigen Jahrhunderts, der überhaupt in parlamentarischen Regierungen seine politische Zukunft sah und darum auch das Wohl der Völker, unterschied noch nicht diese ältere englische Form von dem neuern französischen Parlamentarismus, der sich nicht aus ständischem Ursprung entwickelt hat, sondern auf dem Grundsatz der „Souveränität des Volks“ und den darauf begründeten allgemeinen Wahlen beruht, die jedermann, der genug Ehrgeiz und vor allem Mundfertigkeit hat, ermöglichen, Mitglied der souveränen Volksvertretung zu werden. Seit in England die Parlamentsreform durchgeführt ist, die in der Hauptsache in der Abänderung und der Erweiterung des Wahlrechts bestand, haben sich auch dort die Verhältnisse geändert, und der eigentliche Charakter des englischen Parlamentarismus ist nur noch für den Beobachter zu erkennen, der auf den Ursprung zurückgeht. Zum Verständnis der ungarischen Verhältnisse ist es zweckmäßig, die beiden Arten des Parlamentarismus zu unterscheiden. Neben den Vertretern alter Adelsfamilien, die bei der Beeinflussung der Wahlen durch die ungarische Regierung und der geringen Anzahl der Wahlberechtigten immer zahlreich genug gewählt werden, gehn auch andre Kandidaten aus der Wahlurne hervor, die der neuern Richtung angehören und alle Merkmale des modernen Liberalismus an sich haben, vor

allen die Neigung zur Agitation, zur Parteizersplitterung, zur Aufstellung politisch oder sozial unmöglicher Forderungen, zur unbedingten Bekämpfung der Staats- und Kirchenbehörden usw. Das sind sämtlich Fragen, die sich zeitweilig bei der Agitation um die Mandate nützlich verwenden lassen, häufig aber mit der wirklichen Wohlfahrt des Landes nur in einem lockern und meist bloß eingebildeten Verhältnis stehn, um so mehr, da sie Gegenbestrebungen hervorrufen und damit Parteigegensätze wecken oder sie verschärfen. Diese zwar aus denselben Wahlen hervorgehenden, aber doch nach ihrem Ursprung von den adlichen verschiedenen Abgeordneten finden sich in Ungarn in allen Parteien, am meisten in den der Unabhängigkeit zugeneigten. Auch die herrschende liberale Partei hat zahlreiche Mitglieder dieses politischen Charakters in ihren Reihen, und ihr Einfluß unterdrückt mehr und mehr den der Adelspartei, die nicht immer zur Leitung befähigte Männer hat.

Es erscheint auffällig, daß sich gerade in Ungarn seit mehr als drei Jahrzehnten der Liberalismus als alleinherrschender Staatsgrundsatz behauptet hat, eigentlich ist die Sache aber nicht zu verwundern. In Ungarn herrschen eben nur die begünstigten Schichten der Gesellschaft, während die breiten Volksmassen von allem Einfluß auf die Verwaltung und die Gestaltung des Staatswesens ausgeschlossen sind, und die nichtmagyarischen Völkerschaften überhaupt die Stelle der politisch Enterbten einnehmen. Man sieht schon daraus, daß der Name eine falsche Flagge ist, unter der eine Parteiherrschaft in der härtesten Form ausgeübt wird. Die Bezeichnung selbst schreibt sich eben noch aus Zeiten her, in denen Ungarn seinen Reichstag wiederhaben wollte, und sein Verlangen mit der allgemeinen liberalen Forderung von Parlamenten zusammenfiel. Alle Teile des Volkes, die anderswo von Haus aus im konservativen Lager stehn, der Grundadel, der Bauernstand und die Geistlichkeit, haben sich aus nationalen Rücksichten von der liberalen Partei ins Schlepptau nehmen lassen, die durch die ihr ausschließlich zur Verfügung stehenden Hilfsquellen des Staats zu einer geradezu uneinnehmbaren Stellung im Lande emporgelangt ist. Soweit die politische Leitung in Frage kommt, darf sie sich alle Verdienste um die fast ausschlaggebende Stellung des Magyarismus in Österreich zurechnen, und nächst Deak und Andrássy gebührt Koloman von Tisza unstreitig die größte Anerkennung dafür. Aber seit dieser Zeit hat die Politik mit weitem Blick aufgehört, und der nach den Vorteilen des Tages haschende parlamentarische Kleinbetrieb hat sich eingefunden wie anderswo auch, natürlich nicht ohne den ausbeuterischen Anhang, der den parlamentarischen Liberalismus in allen Ländern begleitet und ihn schließlich unmöglich macht. Schon unter Tisza trat die unerfreuliche Tätigkeit solcher Elemente hervor, die die Früchte der gehobnen Ordnung des Staatslebens vorwiegend in ihre Taschen zu leiten verstehen, sodaß das eigentliche Volk davon nichts hat und eher noch ärmer wird. Seine Nachfolger entbehrten der großen Auffassung ganz und gar.

(Schluß folgt)

